

Österreichs für die Länder in Ostmitteleuropa: „Die Kirche in Österreich muß sich aufgrund ihrer Geschichte und ebenso aufgrund der geographischen Nähe in besonderer Weise für diese Länder verantwortlich fühlen. Diese neue Herausforderung stellt für sie selber auch in religiöser, geistiger und kultureller Hinsicht eine Bereicherung dar. Wir werden darum alles tun müssen, um unseren Brüdern und Schwestern im Osten materiell und ideell zu helfen. Wir müssen ihnen aber auch Dienste für die so dringende Evangelisierung angesichts der neugewonnenen Freiheiten anbieten.“

Verdienstvoll ist der Hinweis des Sozialhirtenbriefes, daß die großen Aufgaben im Osten in keiner Weise von der *Verantwortung für die Entwicklungsländer* ablenken dürfen. Mit Nachdruck wird an das Wort von Johannes Paul II. erinnert, daß die Industrieländer am Elend der Entwicklungsländer mit schuld seien. Die Bischöfe danken daher für die bedeutenden Beiträge zur Solidarität mit den Menschen in den Entwicklungsländern, stellen aber gleichzeitig fest, daß die Republik Österreich mit ihren staatlichen Leistungen unter den Geberländern in Europa weit hintan steht: „Wir fordern vor allem die Politiker auf, für einen größeren Beitrag des Staates zur Solidarität einzutreten.“ Gängige Klischees durchbricht die Forderung, daß es in dieser geschichtlichen Stunde nicht ausschließlich um die neue Einheit Europas gehe: „Die größere Herausforderung ist die Not der Entwicklungsländer.“

Einen besonders aktuellen Bezug hat die Mahnung der Bischöfe, sogenannte christliche Staaten sollten nicht zu Waffenproduzenten werden, die durch Waffenhandel schnelle Profite erzielen – läuft doch zur Zeit in Österreich der Monsterprozeß gegen jene Manager der VÖEST, des größten verstaatlichten Konzerns in Österreich, ab, die während des Krieges am Persischen Golf unter Verletzung des Neutralitätsgesetzes österreichische Kanonen zu Milliardenbeträgen sowohl an den Irak als auch an den Iran verkauft haben.

Abschließend wenden sich die Bischöfe gegen alle Tendenzen zu einer Privatisierung und Subjektivierung der geistigen und sittlichen Normen. Gesellschaftlicher Pluralismus dürfe nicht mit Wertneutralität verwechselt werden. Eindringlich spricht sich der Sozialhirtenbrief in diesem Zusammenhang für den Grundwert Leben aus – vom Beginn bis zum Tod. Die Kirche verteidige daher das Lebensrecht der Ungeborenen, müsse aber gleichzeitig mit dafür Sorge tragen, daß Menschen auf ein Sterben in Würde vorbereitet werden und den Tod aus der Kraft des Glaubens annehmen können.

Die Option für die Armen ernst nehmen

Als Zusammenfassung des Sozialhirtenbriefes bekennen sich die österreichischen Bischöfe für eine *Option zugunsten der Armen*: „Dies bedeutet eine Entscheidung zu besonderer Offenheit den Anliegen der Kleinen und Schwachen, den Leidenden und Weinenden, gegenüber denjenigen, die gedemütigt sind und am Rand der Gesellschaft leben müssen, damit ihnen geholfen wird, ihre Würde als Menschen und Kinder Gottes zu erlangen.“ Die Kirche in Österreich müsse sich immer wieder kritisch fragen, wie weit sie selber die Option für die Armen ernst nimmt: „Wir werden uns in Zukunft noch stärker um eine dem Evangelium entsprechende gesellschaftspolitische Bewußtseinsänderung und Gewissensbildung bemühen müssen.“ Dabei sei eine ganz neue Zusammenarbeit aller Christen, der großen Religionen der Welt und aller Menschen guten Willens erforderlich.

Die Tatsache, daß dieses Dokument von der österreichischen Bischofskonferenz *einstimmig* angenommen wurde, kann als Hoffnungszeichen dafür gewertet werden, daß der Versuch, in Österreich die konziliare Erneuerung durch administrative Maßnahmen zurückzudrehen, und restaurative Tendenzen durchzusetzen, zu einem wesentlichen Teil gescheitert ist.

Fritz Csoklich

„Eine Stimmung erzeugen, die wach macht“

Ein Gespräch mit dem Architekten Professor Dieter Georg Baumewerd

Im Kirchenbau findet das jeweilige Glaubens- und Kirchenbewußtsein auf sehr unmittelbare Weise seinen Niederschlag. Er ist Reflex nicht nur der liturgischen und spirituellen, sondern auch der geistigen und künstlerischen Strömungen seiner Zeit. Über die Situation im heutigen Kirchenbau sprachen wir mit dem Münsteraner Architekten und Professor an der Fachhochschule Dortmund, Dieter Georg Baumewerd. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Professor Baumewerd, anders als in den 50er und noch in den 60er Jahren, wo wir einen regelrechten

Boom von Neubauten erlebten, ist gegenwärtig mehr zu hören von Kirchen, die verkauft werden oder die angesichts der geringer werdenden Zahl an Kirchenbesuchern zu groß geworden sind: von Neubauten ist nur noch selten die Rede, allenfalls von Restaurationen historischer bzw. Reparaturen und Umbauten an neueren Kirchen. Geht der Kirchenbau schlechten Zeiten entgegen?

Baumewerd: Ich würde nicht von „schlechten Zeiten“ sprechen. Zeiten des Rückgangs an Aufträgen im Kirchenbau sind immer auch Zeiten, in denen man sich besin-

nen kann. Manchmal ist es sogar besser, in einer Zeit zu leben, die das Gegenteil einer Hochkonjunktur ist. In einer Konjunktur bleibt oft wenig Zeit zum gründlichen Nachdenken.

„Es gibt heute keinen Bautypus, mit dem sich die Menschen durchgängig identifizieren“

HK: Wenn Sie Boomzeiten so wenig schätzen, wollen Sie damit sagen, in ihnen sei gewissermaßen gedankenlos drauflosgebaut worden?

Baumewerd: Nein, aber es gab Zeiten, in denen der Kirchenbau unter einem erheblichen Druck stand, weil allenthalben die Kirchenräume fehlten. Man war genötigt, möglichst schnell auf den Raumbedarf zu reagieren – das war nicht nur bei den Kirchen so: das betraf Schulen ebenso wie den Sportanlagenbau und anderes mehr. In dieser Zeit ist nicht zu wenig nachgedacht worden, sondern die Zielperspektive war eine andere. Aber sicher ist auch: Zum Kirchenbau benötigt man eine lange Vorbereitungszeit. Man muß sich darüber klar werden, ob man etwas bauen soll, warum man es baut und was damit zum Ausdruck gebracht werden soll. Ein Kirchenbau dient ja nicht nur bestimmten Zwecken, sondern eine Kirche erfüllt über alle funktionalen Belange hinaus in höchstem Maße auch zeichenhafte Aufgaben. Um darüber nachzudenken, braucht man Zeit.

HK: In den Kirchenbauten, das wird im geschichtlichen Rückblick deutlich, schlugen sich das jeweilige Welt-, Gottes- und Kirchenbild einer bestimmten Zeit und das religiöse Lebensgefühl der Menschen in ihr nieder. In welchem Maße ist es eigentlich dem Kirchenbau der letzten 30 Jahre gelungen, einen solchen für Menschen von heute plausiblen und unsere Zeit kennzeichnenden Typ von Gemeindekirche zu schaffen?

Baumewerd: Der normale Betrachter würde sagen: Mit Ronchamp von Le Corbusier und der Fronleichnamskirche in Aachen von Rudolf Schwarz und einigen anderen Kirchen sei ein solcher Typus geschaffen worden – selbst wenn dies eher für die Kirchen von Rudolf Schwarz als für die von Le Corbusier so zutrifft. Im Grunde waren das alles eher große Einzelleistungen. Sie entstammten einer ganz bestimmten Situation und wurden aus einer besonderen Aufgabenstellung heraus entwickelt. Entscheidend ist bei einer solchen Frage freilich immer, an wen ich sie stelle. Spreche ich mit einem am kirchlichen Leben Beteiligten oder einem Unbeteiligten, so werde ich unterschiedliche Meinungen hören. Für einzelne Menschen gibt es zwar bestimmte Identifikationspunkte, Kirchengebäude, mit denen sie konkrete Erlebnisse verbinden, aber man kann gegenwärtig nicht von einem Bautypus sprechen, mit dem sich die Menschen durchgängig identifizieren.

HK: Liegt das daran, daß wir als Zeitgenossen nicht über den nötigen Abstand verfügen, um so etwas auszumachen, oder bringt die Gegenwart einen solchen Typus gar nicht hervor?

Baumewerd: Ersteres. Wir besitzen noch nicht den nötigen Überblick. Wir können den erst haben, wenn wir die Baugeschichte im Rückblick sehen. Viele moderne Bauwerke werden in der Bedeutungslosigkeit versinken und vielleicht nicht einmal erhalten bleiben, wie ja auch aus früheren Zeiten jeweils nur ein kleiner Teil der Bauwerke erhalten geblieben ist. In späteren Jahrhunderten wird man auswählen und bestimmte Kirchen werden als für unsere Zeit typisch gelten. Aber auch jetzt schon kann man sagen, daß in der Zeit vor und nach dem 2. Weltkrieg eine große Zahl herausragender Kirchenbauten entstanden sind, die das Typische der jeweiligen Zeit zeigen.

HK: Offenbar gibt es aber doch auch ausgeprägte Verständigungsschwierigkeiten gerade über den Gegenwartskirchenbau. Das „Silo“ oder die „Gottesfabrik“ sind da noch die harmlosesten Verballhornungen, die aus des Volkes Mund zu hören sind.

Baumewerd: Hier muß man die Absicht des Architekten oder des Künstlers und die Erwartungen der Betrachter unterscheiden. Je subjektiver das Kunstwerk ist, je mehr es nur aus der unverbindlichen Sicht des Künstlers geschaffen ist, bzw. im Fall des Kirchenbaus: je mehr das Bauwerk der persönlichen Gefühlswelt des Architekten entstammt, desto schwieriger wird es möglicherweise sein, es später als Kirche zu identifizieren, vor allem wenn seine Formen nicht auf die Wahrnehmungsgesetze der Menschen eingehen. Allerdings gibt es auch für den Betrachter Voraussetzungen für das Verstehen von Kunst und Architektur. Niemand dringt zum Wesen eines Kunstwerks vor nur aufgrund seiner Sehgewohnheiten. Leider ist es heute so, daß sich jedermann ein Urteil über Kunst und Architektur zutraut, auch wenn sein Verhältnis zu ihnen nur von seinen subjektiven Seh- und Denkgewohnheiten bestimmt ist. Aus Unsicherheit mag es dann solche ironischen Bezeichnungen wie „Silo“ und „Gottesfabrik“ geben. Offenheit und Bildung sind unabdingbare Voraussetzungen für den Zugang zu Architektur und jeglicher Kunst. In den Medien und Museen ist die Möglichkeit zur Bildung gegeben, doch sind Offenheit, Sensibilität, Interesse im Sinne von Dazwischensein und Dialog die besten Lehrmeister.

„Kirchenbau unterscheidet sich von der sonstigen Architektur dadurch, daß er Teil der Verkündigung ist“

HK: Hat das auch damit zu tun, daß man schon von der Sache her auf kaum einem Gebiet der Architektur der eigenen Phantasie so freien Lauf lassen kann wie gerade beim Kirchenbau – trotz penibler Kirchenbehörden und kopfschüttelnder Gemeinden ...

Baumewerd: Sie haben recht. Es gibt wenige Bauaufgaben, an denen sich die architektonische Phantasie so entwickeln kann wie an Kirchenbauten. Darin liegt aber immer auch die Gefahr, daß der Bogen überspannt wird und das Gebäude nur noch als Phantasiegebilde erscheint und als Kirche nicht zu erkennen ist.

HK: Aber so subjektiv im einzelnen das auch ist, was der Architekt mit seinem Bau vermittelt, so verbindet ihn mit dem Betrachter bzw. Besucher einer Kirche doch ein vergleichsweise klarer Bedeutungs- und Symbolzusammenhang: der kirchliche Verwendungszweck und die kirchliche Erlebnisgemeinschaft. Dies müßte die gegenseitige Verständigung doch erleichtern.

Baumewerd: Das ist leider nicht so selbstverständlich. Vieles wird angeschaut, weil es interessant ist. Man dringt selten zur Symbol- und Zeichenhaftigkeit vor. Viele Künstler stellen die Symbol- und Zeichenhaftigkeit nicht mehr in den Vordergrund, sondern sie thematisieren ihr eigenes Erlebnis. Ob das Thema eines solchen Erlebnisses sich überhaupt je durch ein Bild transportieren läßt, ist immer wieder eine Frage. Genau hierin ist solch ein modernes Bild auch nicht vergleichbar mit Werken der Geschichte, etwa einem Grünewald-Altar. Woraufhin das Bild gemalt ist und was in seinem komplexen Sinn ausgesagt wird, das wird ja kaum noch gesehen. Nicht einmal in geschichtlichen Werken wird diese Tiefendimension noch gefunden: Wenn unsere alten Kirchen immer mehr zu Museen werden, führen sie ja nicht zu einer kontemplativen Begegnung zwischen dem Betrachter und dem Kunstgegenstand, sondern sie befriedigen eine gewisse Neugier. Das scheint mir eine große Gefahr für unsere Kirchen zu sein. Würden die Menschen die nötige Offenheit für diese Werke haben, dann säßen sie lieber in ihnen und ließen sich vom Gegenstand wie vom dargestellten Sachverhalt stärker anziehen. Sie kämen öfter und würden teilhaben am geistigen Leben der Gemeinde. So würden sie den Sinn des Ganzen verstehen.

HK: Rührt das daher, daß moderne Kunstwerke und insofern auch die modernen Kirchenbauten sich verschlossen geben und schon deswegen die reflektierende Erklärung des Gesehenen immer unverzichtbarer wird?

Baumewerd: Jeder Maler, der ein Bild malt, und jeder Architekt, der eine Kirche baut, möchte verstanden werden. Nur ist es schwer, das dazu notwendige Verständnis bei allen Menschen zu wecken. Die Menschen leben in einer Bilderflut – wobei sie schon rein physisch kaum in der Lage sind, alle auf sie einwirkenden Eindrücke zu verarbeiten. Wer in einem solchen Reizgefüge lebt, muß sich enorm anstrengen, sich einen Zugang zum Kontemplativen zu bewahren, sich zu konzentrieren, leer zu werden, um das Kunstwerk in sich aufnehmen zu können. Aber möglicherweise befinden wir uns diesbezüglich nur in einer Übergangsphase, wenn man einmal in langen Prozessen denkt. Ich erlebe, wie Menschen in eine von mir wiederaufgebaute Kirche kommen und intuitiv eine Kniebeuge machen, obwohl noch kein Tabernakel in ihr ist,

weil diese Kirche offensichtlich alles enthält, was sie intuitiv für die Kirche als kennzeichnend und wichtig halten. Für mich gehört dies zum Wichtigsten: Daß man zur Wahrheit eines Gegenstandes vordringt, zu dem also, was eine Kirche von einer Scheune, einem Kino, einem Konzertsaal unterscheidet. Kirchenbau unterscheidet sich von der sonstigen Architektur dadurch, daß er, wie kirchliche Kunst überhaupt, Teil der Verkündigung ist. Er bedarf – wie alle Kunst – auch des erklärenden Wortes.

HK: Auf einem Symposium über den vieldiskutierten Neubau einer Kathedrale in Evry brachte der Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger, das Erlebnis einer Auslandsreise unlängst auf die Formel: Was eine Kirche hätte sein können, war eine Fabrik, und was eine Fabrik hätte sein können, war eine Kirche. Gibt es für den Gegenwartskirchenbau überhaupt noch eindeutige Formen, die die Unverwechselbarkeit eines Sakralbaus ausdrücken können?

Baumewerd: Solche Urteile kommen auf, wenn man sich nur an bestimmten Elementen aufhält und zu wenig zum eigentlichen Kern des Kirchenbaus vordringt. Ich benutze gern ein ähnliches Beispiel: Ein Diapositiv zeigt eine Feuerwahrstation mit einem Sprungturm, ein anderes eine Kirche mit Glockenturm. Die meisten Betrachter halten die Feuerwahrstation für eine Kirche und die Kirche für eine Feuerwahrstation. Diese Attribute, von denen man meint, daß sie zu einer Kirche gehören, sind nur sehr vordergründige Elemente. Eine Kirche sollte zwar von außen als solche erkennbar sein – ihr Wesensraum eröffnet sich aber erst im Innern, dort, wo die Liturgie stattfindet und wo gebetet wird. Das Wesen der Kirche zeigt sich eher im Umgang mit dem Licht, bei der Anordnung der Gemeinde, in der Würde des Raumes.

„Die Liturgiereform schrieb vielfach nur Dinge fest, die auch schon vor dem Konzil bewußt waren“

HK: Ob innen oder außen – in einer Zeit, in der die Architektur im Reservoir der Stile und Formelemente mehr oder weniger wild herumgreift, muß es aber doch für den Kirchenbau in jedem Fall schwieriger sein, sich zu unterscheiden, ein eigenes Profil zu gewinnen, ungleich schwieriger jedenfalls als zu Zeiten, in denen ihm bestimmte Formelemente vorbehalten blieben ...

Baumewerd: Eine Beliebigkeit in der Verwendung von Formen und Stilen gibt es zwar, aber ernst zu nehmende Auffassungen sind das nicht, und sie sind auch die Ausnahme. Wir leben in einer Welt, in der es gleichzeitig und nebeneinander verschiedene kulturelle Strömungen mit verschiedenen Werten und unterschiedlichen Sprachen gibt. Dies macht die Formenvielfalt der gegenwärtigen Architektur aus – ihre Beliebigkeit ist aber nur Anschein oder das Ergebnis von Mißbrauch. Alle gegenwärtigen Architekturrichtungen – wenigstens soweit sie als solche ernst zu nehmen sind – haben eine eigene Weltanschauung, die sie zum Ausdruck bringen. Für den Kirchenbau

heißt das: Ich muß unterscheiden zwischen Mittel und Inhalt. Wie das Evangelium in den verschiedenen Sprachen die eine Wahrheit zum Ausdruck bringt, so muß es auch in der Architektur möglich sein, die Werte, das Gültige unseres Glaubens in verschiedenen Ausdrucksformen der Architektursprache auszusagen. Nur muß das Verhältnis von Formen und Inhalt stimmen, ein Bauwerk in sich stimmig sein. Alle Teile müssen aufeinander bezogen sein und einen Inhalt haben: Ein Bogen wird nicht nur verwendet, weil er konstruktiv so ist, sondern weil der Bogen selbst auch eine Sinnform ist.

HK: Kirchenbau ist Sakralbau, so sind wir gewohnt, es zu sagen. Aber was bedeutet die Unterscheidung von Sakral und Profan noch?

Baumewerd: Diese beiden Wörter sind leider durch mißverständlichen Gebrauch undeutlich geworden. Man kann die Welt nicht trennen in eine Welt, in der Gott vorkommt, und in eine, in der Gott nicht vorkommt. Der Kirchenraum ist notwendigerweise ein ausgesparter Raum, weil das, was dort geschieht, etwas Besonderes ist. Das darf aber nicht in dem Sinne mißverstanden werden, als käme Gott außerhalb der Kirche weniger vor als in ihr, oder als wären wir in der Kirche andere Menschen als außerhalb von ihr. In beiden Bereichen versuchen wir, gut und wahrhaftig zu sein. Der Unterschied von innen und außen liegt einfach darin begründet, daß wir all das draußen lassen, was uns ablenkt von dem, was wir innerhalb der Kirche tun wollen.

HK: In den 60er Jahren kam die Mehrzwecknutzung von Kirchenbauten in Mode. Es wurde heftig darüber debattiert. Inzwischen scheint der Mehrzweckbau Kirche keine ernsthafte Alternative mehr zu sein, so daß man schon wieder versucht ist, daran zu erinnern, daß auch historische Kirchen viel stärker nicht-sakral genutzt wurden, als wir uns das heute vorstellen können. War der Mehrzweckgedanke wirklich so abwegig, wie er inzwischen oft hingestellt wird?

Baumewerd: Die Kirche als Mehrzweckbau halte ich in der Tat für einen Irrtum, weil man geglaubt hat, man könne alles Mögliche in einem solchen Raum tun. Zum Hintergrund der Mehrzweckarchitektur gehörte, daß man nicht wußte, wohin sich der Mensch entwickeln würde, was in Zukunft überhaupt gefordert sei – dementsprechend entwickelte man eine Gerüststruktur, die man mit immer neuen Inhalten füllen konnte. Der Mehrzweckbau, wie er bei Kirchen verwandt wurde, sollte ebenso zur Feier von Pfarrfamilienfesten geeignet sein wie auch zur Spendung von Sakramenten. Es wurden keine Unterschiede mehr zwischen den Räumen gemacht. Dies führte zu einer erheblichen Verwahrlosung. In der Architektur geht es um die Gegenständlichkeit, die Eindeutigkeit dessen, was wir schaffen. Der Gegenstand, bezogen auf seinen Gebrauch und seinen Wert, muß erkennbar sein: In einer Kirche kann man zwar einen Pferdestall einrichten – dennoch bleibt es aber eine Kirche.

HK: Ein bedeutendes Datum auch für den Kirchenbau der letzten 25 Jahre ist die vom II. Vatikanum initiierte Liturgiereform – mit dem Wandel der Auffassungen vom gottesdienstlichen Geschehen waren Veränderungen im Kirchenbau unumgänglich, da die Eignung für die liturgische Feier eine seiner wichtigsten Gesichtspunkte ist. Inwieweit hat eigentlich die Liturgiereform und die mit ihr wieder neu belebte Besinnung auf das kultische Handeln zur Herausbildung eines modernen Typs von Gemeindekirche beigetragen?

Baumewerd: Das muß innerhalb einer größeren Entwicklung gesehen werden. Es wurden erst einmal, das dürfen wir nicht vergessen, vor der Liturgiereform viel mehr Kirchen gebaut als nachher. Der große Boom auf diesem Gebiet fand in der Zeit vor 1965 statt. Und auch von denen, die nachher gebaut wurden, entsprachen nicht alle den Anforderungen der Liturgiereform. Es gab da eine z. T. erhebliche Verzögerung, bis sich das wirklich durchsetzte. Noch sieben, acht Jahre nach Beendigung des Konzils gab es Neubauten von Kirchen mit Orgelemporen oder mit dem Altar unmittelbar an der Chorwand. Zum anderen schrieb die Liturgiereform vielfach nur Dinge fest, die auch schon vor dem Konzil bewußt waren. Rudolf Schwarz hat schon vor dem Konzil Kirchen gebaut mit der Gemeinde um den Altar herum angeordnet, also sogenannte Zentralbauten mit dem Chor und der Orgel auf der Ebene der Gemeinde und der vom Altar unabhängigen Aufstellung des Altarsakramentes. Bereits 1938 entwickelte Schwarz in seinem Buch „Vom Bau der Kirche“ eine Typologie der Kirchenbauformen, indem er untersuchte, welche Kirchenbauformen in der Geschichte überhaupt vorkommen, und deren Sinn ausdeutete. Gelungene Kirchen blieben dennoch die Ausnahme – nennen möchte ich hier neben Rudolf Schwarz noch Emil Steffann, Dominikus Böhm, Gottfried Böhm, Fritz Schaller.

„Neue Lösungen müssen argumentativ begründet sein und künstlerisch stimmen“

HK: „Gelungen“, was wollen Sie in dem Zusammenhang damit sagen?

Baumewerd: Als gelungen würde ich einen Bau bezeichnen, der die Ziele der Liturgiereform realisiert, also die veränderte Stellung des Altares, den Versuch, die Gemeinde nicht in Kolonnen auf den Priester hin auszurichten. Der damit abgelöste Kirchenbautyp, der den Chorraum wie eine Bühne behandelte, war in diesem Sinne unbrauchbar geworden. Man hatte einen Langraum, einen durch einen Bogen abgesonderten Chorraum, ein Riesfenster: der Altar stand im Licht, die Gemeinde im Dunkeln – man hatte den sogenannten Bühneneindruck, der sich noch sehr lange hielt. Im Grunde wurde damit eine falsche Vorstellung von der Romanik nur transformiert. Das Wesen des Raumes wurde damit eigentlich

nicht erkannt, sondern nur eine bestimmte für die Kirche reservierte Form verwendet. Ich nenne das eine „mittelmäßige“ Architektur, die nur die Formen nimmt, nicht aber die Inhalte versteht.

HK: Angesichts der großen liturgischen Bedeutung der drei Elemente des Chorraums Priestersitz, Ambo und Altar fällt auf, wie zufällig die gefundenen Lösungen häufig sind: Nur in wenigen Fällen werden neue Lösungen für das Verhältnis von Tisch des Wortes und Tisch des Mahles realisiert; dem Platz des Priestersitzes scheint man oftmals gar keine Aufmerksamkeit zu widmen; von der Möglichkeit, den Altar nicht in die geometrische Mitte des Raumes zu stellen, wird auffallend wenig Gebrauch gemacht. Worauf läßt das schließen: Defizite im Umgang mit liturgischen Formen, sachfremde Gesichtspunkte bei der Entscheidung für eine Lösung, Unverständnis für Absichten der Liturgiereform?

Baumewerd: Der Ort von Ambo und Priestersitz ist häufig Ausdruck des persönlichen Geschmacks des Priesters. Das ist eine ungute Erscheinung. So kommen dann Lösungen zustande, die letztlich kaum befriedigen: Man wählt einen aufwendigen Altar, sucht sich dazu einen nicht passenden Ambo und einen dazu noch weniger passenden Hocker oder sonst ein Gerät, das als Priestersitz Verwendung finden soll. Den Ausschlag gibt oft die Weigerung eines Priesters, sich auf einen bestimmten ausgestalteten Sitz zu setzen, oder die Weigerung einer Gemeinde, einen solchen aufzustellen – aus irgendwelchen Geschmacksgründen oder falsch verstandener Bescheidenheit und eben nicht aufgrund einer reflektierten Interpretation. Wenn man den Priestersitz nicht als Thron haben möchte, muß man definieren, als was man ihn haben möchte. Aber aus Unlust am Definieren wird dann oft irgendein Küchenhocker hingestellt.

HK: Ist das nur selten geglückte Verhältnis von Ambo und Altar auch ein Hinweis darauf, daß die Gleichrangigkeit von Wort und Mahl nicht wirklich durchgedrungen ist?

Baumewerd: Das ist ein lange zu behandelndes Thema und gestalterisch schwierig dazu. Meist wird die Dominanz des Altares gewünscht, ein fester Block in der Achse des Raumes und dazu ein leichter Ambo, also zwei Voraussetzungen, die die Gleichrangigkeit von Wort und Mahl gestalterisch erschweren. Es gibt aber auch viele gelungene Lösungen und hin und wieder auch spätere Veränderungen. In einem Fall hatten wir Altar – Ambo – Priestersitz als dreiteilige Einheit um eine freie Mitte gestaltet, nach dem Wechsel des Pfarrers mußte der Altar in die Mitte gerückt werden. Die Gemeinde konnte einfach mit der freien Mitte nicht leben. Es gehört schon eine erhebliche Reflexion über den Sinn einer solchen Anordnung dazu. Das Problem ist, daß das meiste aus einem undeutlichen Gefühl heraus beurteilt wird und zu wenig ernsthafte Reflexion darüber stattfindet.

HK: Fehlt es da nur an der didaktischen Umsetzung, oder

fehlt das Bewußtsein, als Gemeinde gestalterisch einzuwirken und auch Verantwortung zu übernehmen?

Baumewerd: Wird eine Diözesankunst- oder Liturgiekommission zu Rate gezogen, kommt meist alles in den richtigen Gang. Dies geschieht leider nicht immer. Versucht eine Gemeinde eine Umgestaltung ohne Hilfe allein zu lösen und wird sie auch fachlich unzureichend beraten, dann werden die liturgischen Veränderungen in ihrer vollen geistigen Tragweite zu wenig erkannt und entsprechend nicht gut realisiert. Konziliare Bestimmungen werden durchgesehen und eine Gemeinde befindet: das paßt uns, das paßt uns nicht. Selten wird dabei begründet, warum man das so und nicht anders haben möchte. Die neuen Lösungen müssen argumentativ begründet sein, und sie müssen auch künstlerisch stimmen. Die Pfarrer und Gemeinden müssen sehen, daß Gefühl und Verstand hierbei übereinstimmen. Es ist ein komplizierter Prozeß, liturgische Neuordnung in den bestehenden Raum einzufügen und dabei alle Belange zu beachten: die Gesetze des bestehenden Raumes, die konziliaren Bestimmungen und die künstlerisch qualitätvolle Gestaltung. Dieser Prozeß gelingt, wenn eine Gemeinde ihn verantwortungsbewußt mitvollzieht.

„In manchen Fällen muß man überlegen, ob man die Kirche nicht aufgibt und an anderer Stelle eine neue errichtet“

HK: Seit einiger Zeit wird beobachtet – und auch kritisiert –, daß Kirchen wieder mit alten Altären, Figuren und anderem vollgestellt werden, Leere durch neue bildnerische Anreize gefüllt wird. Halten unsere Gemeinden eine ästhetisch und liturgisch gewollte Leere nicht aus? Oder war manche etwas bilderstürmerische Umgestaltung von Kirchen im Zuge der Liturgiereform ein Fehlgriff?

Baumewerd: Man könnte dieses Phänomen als eines jener „Wechselbäder“ bezeichnen, mit denen wir es auch in anderen Zusammenhängen zu tun haben: Erst macht man die Kirchen leer, dann macht man sie wieder voll. Schließlich macht man sie wieder leer. Aber so einfach verhält es sich damit nicht. Ein Kirchenraum benötigt eigentlich nur wenige Bilder – unsere Religion verfügt über einen Reichtum von erzählenden Bildern, die aber nur in wenigen Fällen eine bildhafte Darstellung erfordern. Wir brauchen keine Bilderflut in den Kirchen – der Kirchenbau selbst ist ja ein Bild. Ein Kruzifix, eine Mariendarstellung können von so großer Sinnfülle sein, daß sich eine Fülle an Bildern erübrigt. Die vollgestellten Kirchen deuten auf einen Mangel an wirklich tiefer Beschäftigung mit den „Themen“ hin – das ist meine Lesart dieses Phänomens. Ich halte es für eine Fehlentwicklung, wenn nun wieder so viel in die Kirchen hineingetragen wird. In der Leere kann ja gerade die Fülle liegen. Zur Betrachtung, daß jeder Kirchenbau in sich ein geistiges Gefüge ist, in sich Sinnform, zu dieser Dimension dringt heute niemand mehr vor.

HK: Wird mit der reichhaltigen Innenausstattung emotionale Geborgenheit gesucht, die die Formen eines ästhetischen Widerspruchs, und sei es nur der der Leere, nicht duldet?

Baumewerd: Ich meine schon, daß der Architekt den Menschen in einem Kirchenbau Geborgenheit geben will und auch geben soll. Da unsere Welt aber so zerrissen ist, da wir alle mit unterschiedlichen Gewohnheiten und Kulturen leben, ist es schwer geworden, einen Kirchenbau zu schaffen, der in sich Bild ist vom größeren Zusammenhang, den Gott in der Schöpfung geschaffen hat, mit anderen Worten: ein Gebäude, in dem sich alle geborgen fühlen.

HK: Ähnliche Probleme stellen sich wohl auch bei der Restaurierung historischer Kirchen. Sehgewohnheiten, emotionale Bedürfnisse und liturgische Erfordernisse müssen mit konservatorischen Erfordernissen in Einklang gebracht werden. Täuscht der Eindruck, daß die Zeit, in der man aus liturgischen Gründen den historischen Bauten einiges an Eingriffen zumutete, wieder vorüber ist?

Baumewerd: Ob man das so allgemein sagen kann, weiß ich nicht. Aber vergessen Sie nicht, daß es sich bei solchen Bauten immerhin um Wertsysteme handelt, sie symbolisieren etwas. Man kann sie daher nicht völlig umkrempeln. Ich sollte z. B. eine dieser in der Nachkriegszeit entstandenen Wegkirchen, einen langen schmalen Raum, umbauen. Der Pfarrer wollte – was verständlich ist – auch in dieser Kirche die Gemeinde um den Altar versammelt haben. Er tat sich schwer, angesichts dieser großen Distanz zwischen Altar und den vielen Sitzreihen, Gottesdienst zu feiern. Ich habe mich ein Jahr lang um eine Lösung bemüht – es ging nicht. Ein weiteres Jahr dauerte es, bis wir mit allen Beteiligten den Eigenwert auch dieses Raumes entdeckten. Ein Anbau hätte den Gesamtbau verschlechtert. Im Grunde muß man in solchen Fällen überlegen, ob man die Kirche nicht aufgibt und an anderer Stelle eine neue errichtet. Eine Vergewaltigung von historischen Bauten sollte man jedenfalls nicht vornehmen. Eine leichte Spannung darf durchaus entstehen. Man darf ruhig merken: In diesem Geschichtsbau vollzieht sich etwas, das in Spannung tritt zum Bau. Diese Spannung darf man aber nicht überziehen.

„Die Geschichte ist eine starke Kraft der Verkündigung über das Wesen des Menschen und sein Verhältnis zu Gott“

HK: Die Zahl der Kirchen, die als Geschichtsbauten eine selbstbewußte, heutige Handschrift tragen, dürfte aber geringer sein als die derjenigen, in denen sich heutige liturgische Erfordernisse schüchtern hinter der historischen Substanz verstecken ...

Baumewerd: Realität ist, daß es in den Gemeinden wie auch im allgemeinen weltlichen Bereich ein starkes restau-

ratives Bewußtsein gibt, nach der Devise: „Wir wollen unsere alte Kirche wiederhaben.“ Das ist bedenklich, zumal diese Tendenzen sich in der Liturgie insgesamt fortsetzen. Eines Tages werden dann wieder die alten Paramente, die sogenannten „Geigenkästen“ angezogen – das nimmt kein Ende, und schließlich ist das ganze Geschehen Theater, aber keine Liturgie mehr. Deshalb muß man in der Liturgie wie beim Bau darauf achten, daß Gegenwart und Vergangenheit in einem Spannungsverhältnis gehalten werden, das vom Leben durchdrungen wird. Manchmal gelingt es auf diese Weise sogar, daß man einen historischen Bau so umbaut, daß die Menschen nachher sagen: So hätte er ja immer schon sein müssen.

HK: In einer Kirche sollten diejenigen zu sich und zu Gott finden, die sich in ihr versammeln. Können von daher Kirchenbauten überhaupt darauf angelegt sein, Besucher zu irritieren, zu verunsichern?

Baumewerd: Ich würde nicht von Irritieren sprechen – irritieren hat mit Irrtum zu tun. Aber verunsichern – ja. Ein Kirchenbau kann einen Betrachter verunsichern, weil er nicht den Denk- und Sehgewohnheiten entspricht, in denen dieser aufgewachsen ist. Jeder Raum kann verunsichern, wenn derjenige, der ihn betritt, nicht weiß, wie man sich in diesem Raum verhält, zumal dann, wenn dieser Raum signalisiert, daß in ihm ein feststehender Ritus stattfindet. Wenn ich mit Studenten, die noch nie in einer Kirche gewesen sind, in eine Kirche gehe, dann sind diese erst einmal verwirrt. Dieses ändert sich, wenn man ihnen die Zusammenhänge erklärt. Immer wieder bin ich überrascht, mit welcher Ergriffenheit und Ehrfurcht sie dann vor dem komplexen Sinngeschehen eines Kirchenbaus stehen. Für sie wie für mich ist es dann ein großes Erlebnis, die Bau- und Kunstgeschichte aus der Suche der Menschen nach Gott und nach Sinn heraus zu verstehen. Die Geschichte ist eine so starke Kraft der Verkündigung über das Wesen des Menschen und sein Verhältnis zu Gott ...

HK: Muß bei Kirchenbau und Kirchengestaltung deswegen auch mehr an die Vielen gedacht werden, denen Kirchenbesuch und gottesdienstliches Geschehen nichts Vertrautes ist?

Baumewerd: Eine Gemeinschaft der Glaubenden will ihrem Glauben einen sichtbaren Ausdruck verleihen – und das tut sie u. a. mit einem Kirchenbau. Aber Kirchen werden auch von Nichtglaubenden aufgesucht, die den Raum erleben möchten, sie suchen etwas, das über eine Zweckbestimmung hinausgeht – und im Grunde ist das auch das, was Kirche in der Feier, beim Fest ausmacht. Man möchte den überflüssigen Raum erleben, der in einer Zweckwelt nicht mehr vorkommt, und zwar nicht nur in historischen Bauten, sondern auch in Neubauten. Kirchen zeugen von einem tiefen Glauben und einer lebendigen Gemeinde auch dann, wenn es die Gemeinde selbst nicht mehr gibt. Sie sind Zeugnisse des Glaubens durch die Zeiten. Auch diese Zeugnisse sucht der Nichtgläubige intuitiv.

HK: Aber Kirche würde so zum Museum ...

Baumewerd: Das wäre nicht gut! Theodor Haecker hat einmal gesagt: Das Denken ist im letzten ein Unterscheiden. Wenn man nicht mehr unterscheidet zwischen Museum und Kirche, dann wird es bedenklich. Bei historischen Bauten ist dies oft zu beobachten: Die Menschen laufen neugierig hindurch – der Raum wird aber in seiner Bedeutung weniger erkannt als vielmehr in seiner Größe und seinem Volumen. Die nötige Unterscheidungsfähigkeit ist in solchen Fällen nicht vorhanden. Aber dieses sind Ausnahmen. Sie sollten nur nicht zur Regel werden.

„Der Kirchenraum soll mithelfen, daß die Gemeinde sich auf Wort und Geschehen konzentrieren kann“

HK: Ist es richtig, bei Restaurationen Kirchenbauten so herauszuputzen, daß sie gewissermaßen Alter und Geschichte verleugnen?

Baumewerd: Überpflegte bunte (bunte hier im Unterschied zu farbig) Kirchen finde ich geschmacklos. Sie sehen aus, als dienten sie einem Film als Hintergrund. Was alt ist, kann auch ruhig alt aussehen. Das bedeutet nicht, daß Kirchen ungepflegt aussehen sollen. Es gibt Leute, die verlangen, daß eine neugotische Kirche, von deren Bemalung nichts mehr erhalten ist, ihre ursprüngliche Bemalung zurückerhält. Ich finde das geistlos. Es ist die Aufgabe der Denkmalpflege, die historischen Zeugnisse zu sichern – das bedeutet nicht, daß man rekonstruiert.

Einerseits muß man das Geschichtliche einer Kirche erkennen können, andererseits soll die Geschichte aber auch nicht so dominieren, daß sie unsere Gegenwart verstellt. Eine neugotische Kirche muß mit heutigem Geist erfüllt sein, ohne daß das Alte verdrängt oder fragwürdig gemacht wird. Was frühere Generationen gemacht haben, dürfen wir weder herabwürdigen noch auch idealisieren, so daß es sich vor unsere Zeit stellt.

HK: Eine Frage, die Sie nicht als hinterhältig verstehen mögen, weil es die letzte ist. Wird der Kirchenbau von seiner funktionellen und symbolischen Bedeutung her gerade gegenwärtig u. U. wichtiger genommen, als er als Ort und Beheimatung des Gottesdienstgeschehens für dieses selbst eigentlich ist?

Baumewerd: Für die Beheimatung des Gottesdienstgeschehens ist Voraussetzung ein würdiger Ort, in dem Funktion und symbolische Bedeutung gleichermaßen vorhanden sind. Die Architektur kommt für eine Gemeinde erst an zweiter Stelle, das ist unstrittig. Im Mittelpunkt steht das Evangelium, die Verlebendigung des Heilsgeschehens, das Altar- und Verkündigungsgeschehen. Die Tradierung des zentralen Themas der Kirche bleibt das Entscheidende, die Architektur erleichtert dies nur. Der Raum kann für dieses Geschehen günstige Bedingungen schaffen: Er kann eine Stimmung erzeugen, die wach macht. Der Raum soll nicht möglichst viel Ablenkung schaffen, sondern mithelfen, daß die Gemeinde sich auf Wort und Geschehen konzentrieren kann.

Christlicher Glaube als Quelle konkreter Moral

Überlegungen zum Verhältnis von Religion und Ethos

Wie hat sich der christliche Glaube in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte auf das Ethos der Menschen ausgewirkt? Dieser Frage geht der Münchner Sozialethiker Wilhelm Korff im folgenden Beitrag nach, wobei er auf Zusammenhänge aufmerksam macht, die sonst vielfach übersehen werden. Während über Jahrhunderte hinweg der christliche Glaube vor allem Haltungen umprägte, die sozialen Strukturen aber weitgehend unangetastet ließ, muß es ihm heute auch um die Veränderung und Humanisierung von Politik und Wirtschaft gehen. Dabei hat er es mit einem sich herausbildenden Menschheitsethos zu tun, das christliche Wurzeln hat. Der Beitrag geht auf einen Vortrag von Korff bei einer Tagung der deutschsprachigen Philosophiedozenten im Studium der katholischen Theologie zurück.

Religion will Antwort geben auf letzte übergreifende Fragen nach der Bestimmung des Menschen und seines Handelns. Insofern ist jede religiöse Weltansicht zugleich handlungsrelevant. In den Hochreligionen spielt dabei insbesondere der Versuch eine Rolle, das Maßgebliche der normativen Gestaltungen menschlichen Daseins aus einer alles durchwaltenden numinosen Intentionalität zu

begreifen und in ihr festzumachen. Darauf zielt in unterschiedlicher Weise das Dharma der Inder, das Tao der Chinesen, die Themis der Griechen, das Fas der Lateiner, Begriffe, die die Bindung des einzelnen an eine übergreifende, von göttlichen Kräften getragene Lebensordnung ausdrücken und sein Handeln mit der Grundbestimmung der Welt in Einklang bringen sollen. Diesseitige Pflichten und jenseitige Mächte erscheinen so ihrem Wesen nach ursprünglich miteinander verknüpft. Der ethische Bezug entfaltet sich zugleich als ein kosmisch-religiöser. Menschliches Handeln ist eingebunden in die umfassende Vernunft einer von numinosen Mächten durchwalteten Welt. Der Anspruch des Ethischen artikuliert sich letztlich auf der Grundlage eines religiös gefaßten Physiozentrismus.

Weltverantwortung und Sittlichkeit im Glauben Israels

Diese Ineinssetzung von ethischem, religiösem und kosmischem Bezug wird religionsgeschichtlich durch den